

bedrückenden Lektüre. Noch bedrückender ist allerdings die Aussage, China sei auf dem Weg in eine „Sudanisierung“, es sei beinahe schon ein „gescheitertes Land.“ Das Buch ist als Menetekel konzipiert; das Vorwort verweist darauf, dass die schlimmsten Befürchtungen der chinesischen Originalausgabe sich mittlerweile bestätigt hätten.

Etlche Kritiker und Rezensenten haben den „altmodischen“ Ton des Buches vermerkt. Der konservative amerikanische Kolumnist John Derbyshire schlägt Qinglian He zwar für die Auszeichnung „Women Who Make the World Better“ vor, zieht sie jedoch gleichzeitig eines starken und uneinsichtigen Nationalismus und gewisser Nostalgie für das egalitäre China ihrer Kindheit. Solche Charakterisierungen mögen unmittelbar einleuchten; sie verfehlen jedoch zum Teil den geistigen Hintergrund, vor dem diejenigen Akademiker und Journalisten im China der Gegenwart, die sich nicht von den durchaus attraktiven Angeboten des Staates vereinnahmen lassen wollen, denken: als „Intellektuelle“, als Erben eines idealisierten Beamtentums wollen sie im Sinne eines Mentorats, ja eines Zensorats tätig sein. Konfuzianisch gesinnte Konservative, Weberianer, „Kulturchristen“, Vertreter der „Neuen Linken“, der Falungong-Sekte, selbst die offiziellen Stellungnahmen der Parteileitung – alle sind sich darin einig, dass China, um wirklich „reich und mächtig“ zu sein, dem Werteverfall Einhalt gebieten muß, weil sonst die Staatsführung, traditionell gesprochen, Gefahr läuft, „das Mandat des Himmels“ zu verlieren. He Qinglian spricht von der im Volk und auch bei den „Intellektuellen“ verbreiteten Illusion vom „heiligen Herrscher

und tugendhaften Minister“. Sie spricht den derzeitigen Machthabern zwar diese Qualitäten ab; doch nichts deutet darauf hin, dass auch sie sich im Grunde lediglich den moralischer agierenden Herrscher wünscht. Angesichts der *longue durée* des über Geschäftsordnungen arbeitenden chinesischen Staates spricht manches für diesen Wunsch. Doch auch ein mittlerweile wieder als Imperium agierendes China bleibt Mitglied der Weltgesellschaft. Ob für die erfolgreiche Erhaltung und Verbesserung dieses Status nur eine Rückkehr zur konfuzianischen Tugend ausreichen wird, kann bezweifelt werden.

Werner Benecke: Militär, Reform und Gesellschaft im Zarenreich. Die Wehrpflicht in Russland 1874–1914 (= Krieg in der Geschichte, Band 25), Paderborn: Ferdinand Schöningh Verlag 2006, 440 Seiten.

Rezensiert von
Lutz Häfner, Bielefeld / Gießen

Mit seiner an der Universität Göttingen eingereichten Habilitationsschrift hat Benecke eine profunde Sozialgeschichte der vier Jahrzehnte Wehrpflicht in Russland von ihren Anfängen bis hin zur großen Zäsur des Ersten Weltkrieges verfasst, an dessen Ende der Zerfall des Imperiums und seiner alten Ordnung stehen sollte. Zwei Leitfragen unterschiedlicher Reichweite verfolgt der Verfasser in seiner Untersuchung: Welche Bedeutung hatte erstens die Wehrpflicht für die Betroffenen?

Hierbei gilt das Interesse den Wehrpflichtigen. Die Offiziere werden weitestgehend ausgespart. Wie war zweitens das Militär in die sie umgebende zivile Gesellschaft eingebunden?

Benecke gliedert seine komparativ angelegte Monographie, die zumeist eine Vergleichsperspektive zu Armeen anderer europäischer Staaten aufweist, in insgesamt fünfzehn Kapitel. Die beiden ersten Kapitel behandeln die allgemeine Wehrpflicht in Russland und Europa, das dritte thematisiert die Militärreform des Jahres 1874, das vierte gesellschaftlich heikle Probleme der Dislozierung und Unterbringung der Streitkräfte. Die folgenden vier Abschnitte sind dem Musterungsprozess, der Gesundheit und medizinischen Betreuung der Soldaten, der Funktion des Militärs als „Schule der Nation“, die gerade in einem Land mit einer bemerkenswert hohen Analphabetenrate bedeutend war, sowie dem militärseelsorgerischen Aspekt gewidmet. Das neunte Kapitel untersucht das Verhältnis von Juden und Militär. In den drei nächsten Oberpunkten werden politisch heikle Fragen der militärischen Profession im Ancien régime erörtert: der beträchtliche Mangel an Unteroffizieren, das daniiederliegende Wehrübungswesen und schließlich das Militär als Pazifizierungsinstrument im Innern. Nicht nur aufgrund des mit lediglich einem Dutzend Seiten geringen Umfangs bleibt dieses Kapitel oberflächlich, sondern auch die Belegstruktur offenbart, dass Benecke hier keine eigene Forschung betrieben hat, zitiert er doch lediglich die einschlägigen jüngeren Darstellungen. Insofern erscheint es verzichtbar. Die beiden abschließenden Kapitel sind Öffentlichkeitsforen gewidmet, nämlich den seit 1906 jährlich stattfindenden

Parlamentsdebatten der Staatsduma über den Militäretat sowie Wehrverbände und -vereine. Diesen Gegenstand verknüpft Benecke mit Blick auf das Deutsche Reich als komparative Fragestellung über die Existenz eines Militarismus und Russland. Zu den überaus gelungenen Seiten dieser Monographie zählen drei in sozial- und kulturgeschichtlicher Hinsicht beeindruckende Abschnitte, nämlich die beiden kurzen Kapitel zur Musterung respektive zum Antisemitismus und schließlich das umfangliche über das Verhältnis Volksbildung und Militär. Unter Einbeziehung alltagsgeschichtlicher Aspekte zeigt der Autor, wie die traditionale bäuerliche Gesellschaft mit den vermeintlichen Errungenschaften des modernen rußländischen Staates umging bzw. wie das Dorf versuchte, sich der staatlichen Penetration so gut wie möglich zu entziehen, indem es den Musterungskommissionen eher soziokulturell deviante und gesundheitlich gebrechliche als kräftige Bauernsöhne überstellte. In diesem Kontext wäre es allerdings spannend gewesen zu erfahren, wie die Musterungsprozeduren im städtischen Umfeld verliefen. Wurden die städtischen Rekruten mit Rücksicht auf wirtschaftliche Gegebenheiten ebenso großzügig vom Wehrdienst befreit wie die bäuerlichen? Der Verfasser verliert über diese Facette jedoch kein Wort.

In puncto Antisemitismus war die Armee, wie B. überzeugend nachweist, durchaus ein Spiegelbild der Gesellschaft. Im Grunde fand durch die Ausgrenzung der Juden eine Art negative Integration der übrigen nationalen Minderheiten statt, insoweit diese nicht a priori vom Militärdienst exemptiert waren. Dies galt für die Masse der in den asiatischen Landesteilen des Rus-

sischen Reichs lebenden Allogenen, die sog. *inorodcy*, deren privilegierter Status während des Ersten Weltkriegs aufgehoben wurde und z. B. in Turkestan Anlass für einen großen Aufstand bot. Das unter der doppeldeutigen Überschrift stehende Kapitel „Gebildet wie ein Soldat“ thematisiert sehr facettenreich und analytisch brillant militärisch-staatliche Bildungsanstrengungen, die Vermittlung „vaterländischer“ Geschichte, soldatische Tugenden sowie gesellschaftliche Laster und Gefahren (Alkohol, „liederliche Frauen“ etc.), aber auch den breiten Kanon spezifischer soldatischer Erbauungsliteratur.

Dessen ungeachtet weist die Darstellung beträchtliche – partiell auch konzeptionelle – Schwächen auf. Mit dem staats- und militärzentrierten Zugriff kann die erste, einleitend erwähnte Frage nicht erschöpfend beantwortet werden. Hierzu hätte es Selbstzeugnisse gebraucht, um die Befindlichkeiten der Rekruten bzw. Soldaten erschöpfend beantworten zu können. So überrascht es kaum, dass der Kasernenalltag ohne Konturen bleibt. Zu überlegen bleibt ferner, ob die Fokussierung auf die Bauernschaft als Rückgrat der russischen Wehrpflichtarmee zu rechtfertigen ist. Zugegeben: nur etwa jeder siebte Untertan lebte im Zarenreich in einer Stadt. Insofern dürfte der Anteil der städtischen Bevölkerung an den Rekruten – wenn Wehrgerechtigkeit zumindest in Anfängen verwirklicht war – insgesamt recht gering gewesen sein. Gleichwohl sind gerade mit Rekruten aus dem städtischen Umfeld eine Vielzahl von Fragen verknüpft, die insbesondere die Politik- und Sozialgeschichte im Kontext der Russischen Revolutionen von 1905 und 1917 beschäftigt hat: Wiesen diese Rekruten eine bessere Bildung

auf, stammten sie mehrheitlich aus dem vermeintlich unpolitischen *meščanstvo* – also jenem Stand, der mit dem deutschen Begriff des „Kleinbürgers“ nur unzureichend erfasst werden kann – oder rekrutierten sie sich doch aus dem Kaderproletariat und brachten damit möglicherweise sozialistisches Gedankengut in die Armee, dessen das System destabilisierende und zersetzende Kraft im Februar 1917, als die Armee als loyale Stütze der Autokratie versagte, Früchte trug?

Ähnliches gilt auch für die zarische Marine, über die Benecke kein Wort verliert. In ihr war, ähnlich wie auch in der kaiserlichen Marine des Deutschen Reiches, der Proletarieranteil höher als in den Landstreitkräften. Wie aber verträgt sich dieses Faktum mit den Gewaltexzessen, die im Verlauf der Februarrevolution von 1917 ausgerechnet in den Marinebasen stattfanden und damit an Orten, die einen relativ geringeren Anteil von Bauern aufwiesen? Dies ist ein Forschungsproblem, auf das auch die neuere rußlandbezogene Gewaltforschung keine überzeugende Antwort gefunden hat.

Dem Titel wird die Darstellung nur bedingt gerecht; denn über das Verhältnis der Gesellschaft zur Armee erfährt der Leser wenig. Im Grunde prägte in weiten Teilen der Bevölkerung eine kritische Distanz das Verhältnis zu den Streitkräften – und dies galt keineswegs nur für die politisierte *intelligencija*, auf die sich Beneckes Untersuchung zu sehr verkürzend oft beschränkt (vgl. S. 397 f.). Der Dienst für den Staat galt vielen als lästig, der Unterhalt der Streitkräfte stellte nicht nur eine Bürde, sondern allzu oft eine unmittelbar zu schulternde Verpflichtung dar, wenn Truppen einquartiert wurden; aber

keine Kasernen oder adäquaten Ausweichquartiere zur Verfügung standen. Hierzu hätte es aber eines anderen methodischen Zugriffs und anderer Quellenbestände bedurft. Die Arbeit krankt m. E. zu sehr daran, dass der Verfasser einzig die Perspektive des Militärs verfolgt, nie aber die gesellschaftliche Außensicht.

Zu bedauern ist ferner, dass die Militär-eratsdebatten der Staatsduma chronologisch abgehandelt werden. Dadurch kommt es zu ermüdenden – allerdings quellennahen – Wiederholungen (vgl. S. 360), ohne dass den prinzipiellen Positionen der einzelnen politischen Lager substantiell Neues hinzugefügt wird. Ein systematisierender Zugriff wäre hier adäquater gewesen. Hinzu kommt, dass ein mit dem Wahlrechtsoktroi des Ministerpräsidenten P. A. Stolypin vom 3. Juni 1907 taktisch motivierter Politikwechsel im Lager der linksliberalen Konstitutionellen Demokraten von Bencke nicht berücksichtigt worden ist. So entsteht in der Darstellung ein schiefes Bild der Politik dieser Partei, da deren Gründe unerwähnt bleiben (vgl. S. 342, 350).

Gleichwohl ist dieser Monographie ungeachtet der erwähnten Defizite großes Lob zu zollen. Vieles ist Grundlagenforschung und muss echte Kärnerarbeit gewesen sein. In diesen Bereichen wird die Arbeit auf Jahre Referenzwerk bleiben. Zu den positiven Seiten zählt auch ihre komparative Herangehensweise. Dadurch gelingt es dem Verfasser abschließend auch, die beträchtliche Diskrepanz zwischen Russland einerseits und Preußen-Deutschland andererseits bezüglich des Militarismus aufzuzeigen.

Frank Grelka: Die ukrainische Nationalbewegung unter deutscher Besatzungsherrschaft 1918 und 1941/42 (= Studien der Forschungsstelle Ostmitteleuropa an der Universität Dortmund, Bd. 38), Wiesbaden: Harrassowitz Verlag 2005, 507 Seiten.

Rezensiert von
Jenny Marietta Alwart, Leipzig

In den ukrainischen Diskursen über die Vergangenheit spielt die Auseinandersetzung mit der „Organisation Ukrainischer Nationalisten“ (*Orhanizacija Ukraïnskych Nacionalistiv*, OUN) im Zweiten Weltkrieg heute eine wichtige Rolle. Die Interpretationen gehen dabei weit auseinander. Für einen Teil der Gesellschaft sind die Mitglieder der OUN positiv konnotiert, und ihr Einsatz für die Unabhängigkeit der Ukraine wird hervorgehoben. Von einem anderen Teil der Ukrainer werden die Aktivitäten der OUN und ihre Zusammenarbeit mit der deutschen Wehrmacht als Verbrechen abgelehnt.

Frank Grelka beschäftigt sich in seiner Dissertation, die an der Ruhr-Universität Bochum entstanden ist, mit dem historischen Phänomen der ukrainischen nationalen Bestrebungen in den Jahren 1918 und 1941/42. In der Untersuchung wird zudem der größere zeitliche Rahmen zwischen 1914 und 1945 berücksichtigt. Den Autor interessieren die „Versuche der ukrainischen Nationalbewegung, unter den Bedingungen einer deutschen Besatzungsherrschaft einen selbstständigen Staat